



Lesbischer Herbst

Lesbischer Herbst®

Yvonne Ford

Darmstädter Landstraße 109

60598 Frankfurt am Main

Tel. 069 61002908

yvonne.ford@lesbischerherbst.de

www.lesbischerherbst.de

www.late-bloomers.de

Sehen und nicht gesehen werden

Dr. Marie Sichtermann

Vortrag im „Lesbischen Herbst“ am 10.–11. November 2012
Frankfurt am Main

© Lesbischer Herbst®

Zuerst zu mir, um zu zeigen, in welchem Umfeld und auf welchem Boden meine Ausführungen wachsen: Ich lebe in Zülpich, am Rande der Eifel, in einem Umfeld von Frauen und Lesben, die sich zum großen Teil über 30 Jahre rund um das Frauenbildungshaus Zülpich angesiedelt haben. Dort habe ich dereinst fünf Jahre lang gearbeitet, daraus ist mein Büro entstanden, Geld & Rosen, gegründet mit Brigitte Siegel, die neun Jahre lang Teamfrau in Zülpich war. Wir wollten noch unabhängiger und selbständiger werden und auch andere Frauen darin unterstützen, ebenfalls selbständiger und unabhängiger zu werden. Wir machten also ein Angebot hinein in unser eigenes Umfeld und tun es noch; mittlerweile hat sich natürlich die Zielgruppe erweitert. Von meiner Ausbildung her bin ich Juristin und habe mit 36 Jahren meine lebenslange Stellung als Verwaltungsrichterin für die Frauenbewegung aufgegeben.

Ich bin schon sehr lange Mitfrau bei Safia, und in der Eifel haben wir die Fraueninitiative 04 gegründet, um uns aktiv für ein würdiges Leben und Sterben von Frauen im Alter und bei Krankheit einzusetzen. Ich habe zur Vorbereitung für diesen Vortrag viele Gespräche mit Lesben geführt, unter anderem mit drei Frauen, die in Frauen-/Lesbenberatungsstellen in Köln und Düsseldorf arbeiten. Das waren in Köln Carolina Brauckmann, ihre Kollegin Sefika Gümüs und Eva Bujny aus Düsseldorf. Was ich von ihnen gehört habe, lasse ich mit einfließen, mal mit, mal ohne direktes Zitat.

Zu Beginn meines Vortrags möchte ich sagen, dass Elke Ambergs* Buch mich sehr beeindruckt und mir wirklich die Augen geöffnet hat. Ich habe nicht gewusst, dass Lesben in der Presse derart wenig vorkommen – und wenn, dann als Mütter! Seitdem fällt es mir allenthalben auf, so ein Titel der ZEIT: vorne ein schönes Lesbenpaar, beide im Profil, in der Mitte das Baby frontal. Eine blickt mit einem Auge in die Kamera, die andere das Kind an. Nächste Seite: Zwei schicke Schwule lachen sich verliebt an.

Mein Part, mein Teil hier ist eher **das Dunkel jenseits der Sichtbarkeit**, das Phänomen, das wir nicht gesehen werden, obwohl wir da sind, und mich hat die Frage beschäftigt, **was haben wir unter uns als ganz eigenes und was wollen wir zeigen**.

Unsere Ausgangssituation ist ja einmalig: Wir sind unsichtbar und haben schon lange die Chance, uns auszusuchen, ob und wie wir gesehen werden wollen – jedenfalls theoretisch. Und nach der Lektüre von Elkes Buch ist mir wichtig zu betonen: Wir sollten bestimmen, wie wir dargestellt werden, nicht die JournalistInnen der Heterowelt.

Aber davor muss ich fragen: Wer ist denn „Wir“?

Da wird es schon schwierig – kann ich sagen, **„wir Lesben“**? Wohl kaum, denn das ist ein Wort, das viele Frauen, die Frauen lieben, gar nicht gern in den Mund nehmen. „Lesbe“ ist kein stolzes Wort geworden, das eine diskriminierte Minderheit übernimmt und sich dazu bekennt und es damit positiv auflädt – wie *black is beautiful*, vielleicht auch schon „schwul“.

Vor Jahren habe ich in meinem Vortrag über Lesben und die 68er Jahre noch stolz die Definition von Jutta Brauckmann* genannt: Sie möchte: *„diejenige Frau als lesbisch bezeichnen, die sich in ihren sozialen, emotionalen, erotischen und auch sexuellen Interessen und Bedürfnissen auf Frauen bezieht, d. h. ihnen eine primäre Stellung in ihrem Leben einräumt, und die sich selbst als lesbisch versteht, hiermit also alle Formen der Diskriminierung gegenüber lesbischen Frauen auf sich nimmt.“*

Ich stimme ihrer Definition gerne zu, handle aber nicht immer danach und denke mittlerweile, dass kaum eine von uns das durchhalten kann. Nähmen wir den letzten Halbsatz ernst, so hätten wir nicht mehr viele Lesben, die ein ungeteiltes Lesbenleben haben. Wer nimmt schon dauernd alle Formen der Diskriminierung auf sich, um sich Lesbe nennen zu dürfen? Eine meiner Gesprächspartnerinnen sagte, **Lesbe** sei heute ein Opferwort, das auch jüngere, erfolgreiche Lesben nicht benutzen mögen. Eva B. leitet schon lange Gruppen für Lesben mit Kinderwunsch, ein komplexes Thema. Sie sagt, bevor die Frauen wegen der ganzen Problematik mit dem Kinderwunsch in ihre Gruppe kommen, waren sie nie in einer Lesbengruppe und haben selten das Wort Lesbe in den Mund genommen.

Ja noch mehr – in einer Gruppe für *„Lesben in der Arbeitswelt“* wurde von mehreren Teilnehmerinnen – es ist also nicht exotisch – der Wunsch geäußert, die Gruppe umzubenennen, damit eine Frau nicht bei der Bezahlung auf den Überweisungsträger das Wort „Lesbe“ schreiben müsse, das könnte ja jemand bei der Bank sehen... Solche Gespräche hatten wir vor ca. 30 Jahren bei Safia und damals fand ich das schon abstrus – aber heute... Nun ja, das ist die Realität.

Die rechtliche Gleichstellung hingegen, i. b. die Verpartnerung, ermöglicht Frauen eine neue Art von Coming-out: In meinen Existenzgründungskursen hat kaum je eine Frau sich als lesbisch oder Lesbe bezeichnet, aber nun kommt es vor, dass eine Frau bei irgendeinem Thema, sagen wir bei der Krankenversicherung, sagt: „Meine Frau ist in der privaten Krankenversicherung...“ Ich versuche, ihr durch ein Aufblitzen meiner Augen begeisterte Zustimmung zu ihrem Coming-out zu signalisieren und sie so meiner Solida-

rität zu versichern – aber tief innen denke ich: „Meine Frau“ – müssen wir denn diese Männerworte übernehmen? Aber für die Einzelne macht diese Anpassung das Leben leichter und verhilft ihr zu einer ehrbaren Sichtbarkeit, während sie gleichzeitig auch die Unsichtbarkeit wählen kann.

Ich muss die Frage, wer „wir“ sind, hier ohne Antwort lassen und sie wieder an die Sozialwissenschaftlerinnen zurückgeben, die darüber forschen (Sabine Hark*) und im Folgenden einfach „Wir“ sagen, ohne eine schützende Definition.

Wir sind ja nicht unbedingt leicht erkennbar, wenn wir es nicht darauf anlegen. Wir können wie der verkleidete Kalif im Märchen in der Heterowelt herumgehen und für normal gehalten werden. Wir sehen und werden nicht gesehen. Mit dem Nebel, in den die Gesellschaft uns gerne hüllt, können auch wir spielen. Viele von euch kennen sicher das Buch „Die Nebel von Avalon“, die Fee Morgan fährt mit dem Boot über den See durch den Nebel, und dahinter liegt eine andere Welt, eine Insel der Wunder. Ein paar Schritte nur zu den Freundinnen, zum Frauentanz, zum Doppelkopf, zur Geburtstagsfeier, und wir sind durch den Nebel auf unsere eigene Insel gelangt, in der wir nicht nur mit einem ganz besonderen Ton „Hete“ sagen können, sondern auch lieben, flirten, alte Geschichten erzählen, über Tote trauern, trösten, singen oder Karten spielen, und was machen wir noch, Safia, Fl 04, Vereinsleben, Karneval, die Schnittchen-Sitzung in Köln. Da können wir dann ganz wir selbst sein, es ist zugleich ein Versteck, und oft, wie die Lesbenfrühlingstreffen z. B. ein öffentliches Versteck hinter dem Nebel. Dies hat einen großen Reiz und ist auch der Ort, für den wir dankbar sein können – uns selbst, die wir ihn geschaffen haben, und auch denen, die geflissentlich wegschauen und gar nicht so genau wissen wollen, was wir da machen.

Um unsere Gegenwart zu verstehen und auch meine Zerrissenheit bei diesem Thema, tut ein Blick in unsere junge Vergangenheit gut.

Historisch war das Ziel der politischen Schwulenbewegung immer auf **Integration** gerichtet, klar, die schwulen Männer gehören zum Patriarchat und wollen da voll mitmachen. Die frühe Lesbenbewegung zielte auf **Autonomie** oder gar auf Separatismus, d. h. wir wollten unseren Kram allein machen, wir wollten für uns selbst sorgen, eigene Strukturen schaffen, und die Gesellschaft konnte sich das ruhig angucken und staunen, wenn sie wollte – oder es lassen: Unsere Treffen, Ferienhäuser, Unternehmungen, Buchläden, Verlage, Rituale, Beerdigungsinstitute, meine kleine Firma Geld & Rosen stammt noch aus dieser Zeit und mein politisches Leben ist dort zu Hause. Ja, wir hatten einmal eine „Ra-

dikalfeministische Lesbenzeitschrift“ (Ihrrsinn). Doch unsere autonome Kultur wird nicht mehr genährt, sie schrumpft. Was übrig bleibt, sind die von uns initiierten sozialen Einrichtungen, das ist etwas Gutes, aber wir sind ja nicht in erster Linie für uns selbst ein psychosoziales Problem, oder? Die Erfahrung hat gelehrt, dass die Autonomiepolitik uns zwar stolz macht, aber sehr anstrengend ist und die Gesellschaft kaum bewogen hat, uns mehr zu akzeptieren. So ist folgerichtig neben der **Autonomie** eine **Integrationspolitik** in Gang gesetzt worden, der wir nun den Weg zur rechtlichen Gleichstellung verdanken und die große Sichtbarkeit der schwulen Männer, was vielen Lesben nicht immer gefällt, mir auch nicht.

Wäre doch ein Weniger an Diskriminierung ohne Normalisierung zu haben!

Denn ich und du, diese und jene lesbische Frau ist nicht **normal**, entspricht nicht der Norm, das ist nun mal die Heterosexualität. Daher sprechen wir ja auch von Heteronormativität oder Heteronormierung als eine der Grundlagen unserer Gesellschaft. Diese Norm erfüllen wir nicht, daher befinden wir uns als frauenliebende lesbische Frauen nicht innerhalb, nicht in der Mitte, sondern am Rande der Gesellschaft. Ich weiß, dass viele Frauen diese Ortsbestimmung zurückweisen, deshalb füge ich hinzu: Insoweit wir lesbisch sind, sind wir am Rande. Da viele, die meisten wohl, den Weg von der Mitte zum Rand und retour ständig, täglich beschreiten, es ist der Weg zum Arbeitsplatz, zu einem Teil der Familie, in die gynäkologische Praxis, je nach Hobby und nach Freundeskreis auch in der Freizeit, kennen die Lesben die Mitte, die Normalität und den Rand und jede schätzt für sich ab, wo und wie sie ihre Abweichung von der Heteronormalität deutlich sagt, andeutet oder strikt verschweigt oder mehr als das, vertuscht. Carolin Emcke* nennt das, die Lüge sei zu unserem Lebensgefährten geworden (wobei mir Lebensgefährtin logischer vorkommt).

Und dann haben wir noch uns – eine Frau kann doch zum Beispiel nicht das Wort „Hete“ in diesem ganz speziell wissenden Ton sagen, wenn sie unter mehreren solcher weilt.

Nun komme ich dazu, einer Anfangsfrage nachzugehen, was wir denn ganz unter uns haben, was wir zeigen wollten. Was ist unser ganz Eigenes, auf das wir stolz sind?

Bevor ich darauf eingehe, muss ich mir aber noch Luft machen im Hinblick auf die Sichtbarkeit. Wie blind ist eigentlich die Öffentlichkeit, sind die Medien? So blind wie Familien? In den heftigen Jahren der wilden Frauenbewegung, als auch ich meinte, es sei ein-

fach besser, wenn ich mein Leben ganz auf Frauen beziehe und die Männer hinter mir lasse, ebenso wie die heterosexuellen Frauen mit ihren Ehegeschichten – da waren Lesben überall dabei und gut zu sehen. Ich mach's kurz – weil das so oft gesagt wird: Im Schwunge der Frauenbewegung kamen die Lesben in Scharen herbei und hervor, aus dem Untergrund, aus den Subs, der Verborgenheit, haben sich öffentlich für Frauenrechte eingesetzt, gekämpft, gefeiert, getanzt, haben unzählige kulturelle und soziale Frauenorte, Frauenplätze, Projekte gegründet, betrieben und vorangebracht, das wissen wir alles, wir waren als Lesben wahrlich überaus sichtbar, da blinkten in den Ohren die Doppeläxte, die Haare waren kurz, es wurden Lederhosen getragen, auf der Straße Autos repariert und Dächer gedeckt – das stellte die symbolische Ordnung des Patriarchats in Frage – und sich dabei offen geküsst, meine Güte, das war doch nicht zu übersehen! Und doch gab es nicht mehr Darstellungen von Lesben in den Medien als heute. Wir haben die Welt verändert und beschenkt, ohne, dass die Presse das gewürdigt hätte. Die Würdigung ist in der Sozialwissenschaft erfolgt – wenn ich bedenke, dass der renommierte Soziologe Pierre Bourdieu ein ums andere Mal die Frauenbewegung und auch die Lesbenbewegung als Möglichkeit nennt, die männliche Herrschaft zu überwinden, wir lesen die deutsche Professorin **Sabine Hark** oder die Amerikanerin **Judith Butler**.

Aber keine Würdigung in den Medien! Doch halt, in den WDR „Frauenfragen“ unter der Redaktion von Inge von Bönninghausen gab es viele Filmbeiträge zu lesbischen Themen, ich war in einigen dabei und plauderte offen über unsere Visionen und was nicht alles. Das waren Beiträge von Lesben und deshalb authentisch. Da fällt das Sprechen leicht, und da ich sowieso als Selbständige in unserer eigenen Kultur tätig war, hatte ich keine Nachteile zu befürchten. So wollten wir das damals. Wir zeigten uns und hatten doch unsere eigene Welt. So viel getan, so viel gezeigt – und so wenig gesehen! Auch das ist eine historische Erfahrung von Lesben. Und seitdem gibt es immer mehr Lesben und wir sehen sie hier oder an der L-Beach tanzen. Jedes LFT hat eine Demo, hunderte von Lesben ziehen durch die Städte mit Sambabands vorneweg, Trillerpfeifen, Plakaten. Also kann eine jede da ruhig mitgehen, da guckt mal wieder kein Schwein! Dafür können wir auch dankbar sein.

Und dann sehen wir, dass die international berühmten Bands *Gossip*, *Skunk Anansie* und *Scissor Sister* und auch *Marla Glenn* sich wahrlich mit ihrer teils lesbischen, teils queeren Lebensweise nicht verstecken, sondern höchst auffällig inszenieren – und einer großen Münchner Zeitung fallen nur zwei Frauen im Dirndl auf und ein? Vielleicht verträgt die Gesellschaft das nur in kleinen Dosen und die Sichtbarkeit wäre zu viel für sie. Aber wir

stehen mit der Gesellschaft in einer Wechselwirkung. Wir sind unsichtbar, weil sie uns nicht sehen will. Wir sind nicht normal, weil sie die Norm festlegt. Nicht wir definieren die Gesellschaft, sondern sie uns. Das wollten wir ändern! Wir wollten uns selbst definieren auf unserer Insel und uns dann zeigen. Das ist immer noch ein guter Plan, doch wir schöpfen aus der Gemeinsamkeit auf der Insel hinter dem Nebel nicht mehr dieselbe Kraft wie früher – für neue Taten und neue Gründungen, leider.

Und nun müssen wir wachsam sein, dass wir nicht Objekte der Vereinnahmung werden. Was die Öffentlichkeit will und wie sie zurückschlägt, können wir am Beispiel Lesben mit Kindern gut sehen:

Die feministische Sozialwissenschaftlerin Gerburg Treusch-Dieter – selbst nicht lesbisch, hat in einem Aufsatz gesagt – ich finde das Zitat nicht mehr und leider ist sie auch schon gestorben und ich kann sie nicht mehr fragen, aber es lautete sinngemäß so: *„Es ist die historische Leistung der Frauenbewegung und eigentlich die der Lesben in der Bewegung, den Sinn des Lebens der Frauen von der Mutterschaft abgekoppelt zu haben.“* Die Mutterschaft war immer ein zentrales Projekt des Patriarchats, denn sie ermöglicht die totale Kontrolle der Frauen. Und da kamen die Lesben in der Frauenbewegung daher, zitierten **Simone de Beauvoir**, die auch gesagt hatte, *...Kinder, das muss ja gar nicht sein...* – und machten vor, dass es ein sinnerfülltes und auch sozial engagiertes Leben ohne eigene Kinder geben kann. Das haben wir der Gesellschaft geschenkt. Das Geschenk wurde angenommen – aber nun wird es – vor allem durch die Medien wieder in Frage gestellt und negiert.

In diesem Zusammenhang sehe ich es, dass nun lesbische Mütter in allen Medien prangen! Da gibt es doch einen Zusammenhang! Vielleicht so: Die patriarchale Gesellschaft hat in ihrem kollektiven Unbewussten gespeichert, **wer** ihr die ewig weibliche Mutter weggenommen hat. Die holen sie sich nun zurück. Die volle Frau tritt wieder hervor. Sieh da, eigentlich wollen alle Frauen ja doch Kinder! Zurück zur Normalität! Wir sollten misstrauisch werden. Ich fürchte, das wird Auswirkungen auf alle Frauen haben. Die „Frau und Mutter“ ist zurück.

Nun sind wir dran. Was wollen wir? Wie wollen wir uns zeigen, um gesehen zu werden? Wir kennen die Normalität, sie kennt uns nicht. Das Aus- und Eingehen in der Normalwelt und in die Lesbenzusammenhänge, an den Rand, der hier in diesem Teil der Welt groß und bunt ist – das ist sehr reizvoll, aber ist es auch politisch wirksam? Wohl wenig, allenfalls indirekt: Hinter dem Nebel sind wir einigermaßen geschützt, und Schutz brau-

chen wir immer wieder. Hinter dem Nebel sind wir außerhalb von Kontrolle – da kontrollieren wir uns nur selbst, aber das ist eine andere Geschichte. Mit Kontrolle meine ich: kritisch beäugt werden daraufhin, ob wir uns den Klischees entsprechend verhalten werden. „Lesbe“ als Begriff setzt Assoziationen in Gang, die im Mainstream hergestellt werden.

Die Klischees selbst sind herabwürdigend, gemein und übergriffig, die Lesbe ist männerfeindlich, eine Frau, die keinen abgekriegt hat, sie imitiert den Mann, sie macht sich an Frauen ran, womöglich an Mädchen und dergleichen mehr. Daher ist der Wunsch zu verstehen, keinen Namen zu tragen wie Lesbe.

Es gibt auch Phantasien über Feministinnen, doch die sind zutreffend: Eine feministische Lesbe ist kritisch bis feindlich einem System gegenüber, das Frauen unterdrückt, ausbeutet und nicht beteiligt am Einfluss, an der Gestaltung der Verhältnisse. Indem sie Frauen liebt, konkurriert die Lesbe tatsächlich mit Männern. Erstaunlich, dass das nie bestraft wurde in Mitteleuropa! Lesbenleben ist also Patriarchatskritik pur, das wird allenthalben geahnt, aber nicht ausgesprochen. Und sicher wollen viele Lesben das auch gar nicht ausdrücken. Wollen ihre Liebste lieben – und in Ruhe gelassen werden.

Hier kommen einige Gründe, warum wir stolz sein können und vielleicht dankbar auf unserer Insel. Eines habe ich schon genannt: dass Kinder zu haben die freie Wahl ist, dass es nicht selbstverständlich zur Natur der Frau gehört, Kinder in die Welt zu setzen, sondern ihre ganz eigene, autonome Entscheidung.

Was haben wir noch an eigener Kultur:

Das ist schon eine heikle Frage: Je nachdem, vor welchem Publikum ich spreche, kann ich die lesbische Kultur gar nicht genug loben und preisen. Was wir alles haben, die Orte, die Zeiten, die Verlage, die Bücher... Und ich würde verschweigen, dass es vieles nicht mehr gibt und dass manches schon recht alt und geschrumpft ist.

Aber hier vor lauter erfahrenen Lesben, sage ich: Wenn wir Vereine und Stiftungen gründen oder Veranstaltungen organisieren, so ist das doch eher der Rahmen für eine mögliche Kultur. Kultur ist heute für mich, wie wir einander ermöglichen, um als lesbische Frauen ein gutes Leben zu haben – einschließlich der Sichtbarkeit, die **wir** wollen. Dazu gehören auch Auseinandersetzungen, Theorie, Hilfe, Zuhören, Differenz anerkennen, Klassen, Rassen, unsere ganz unterschiedlichen Leben und Ursprünge würdigen, unsere Kunst, unsere Musik entwickeln. Und ich wünsche mir auch ganz sentimental, dass dazu gehörte, Zeichen und Symbole zu tragen, an denen wir uns erkennen können. Eine eige-

ne Kultur, die auch darin besteht, dass wir gute, verträgliche Umgangsweisen entwickeln mit selbstverständlicher Förderung und Unterstützung, wo immer es möglich ist, würdige Trauerfeiern mit eigenen Ritualen für gestorbene Schwestern und nicht nur das, auch Lust auf Aktivitäten füreinander und miteinander – ja und natürlich Liebe, Sex, Tanzen und Trommeln und jede Menge Spaß und Freude.

Das also wäre Kultur. Und was haben wir an kulturellen Kostbarkeiten nur für uns am Rande der Gesellschaft entwickelt – oh, da gibt es Einiges, und das wird gar nicht so oft gesehen und beschrieben, denn es ist nicht spektakulär, nicht schrill, sondern sehr fein. Im Vergleich mit den bizarren Zwängen, unter denen Frauen in der heteronormierten Gesellschaft leben, haben wir große Freiheiten.

Im Rahmen der Auseinandersetzung mit diesem Thema bekam ich Alice Schwarzers Lesebuch Simone de Beauvoir in die Hand und einen Auszug aus „Das andere Geschlecht“ Der Titel des Buches ist nicht wörtlich übersetzt, wörtlich heißt er „Das zweite Geschlecht“. Für alle, die es nicht gelesen haben oder sich nicht mehr erinnern: **Simone de Beauvoir** war eine Frau, die es für selbstverständlich gehalten hat, dass sie unter Männern als ihresgleichen leben kann. Zitat Alice Schwarzer aus dem Vorwort S. 20: „*Von Anfang an wollte sie beides sein, Objekt, Subjekt, Frau und Mann*“ – um dann zu merken, dass auch sie – und alle Frauen wie sie, ständig und immerzu zur Frau gemacht werden, niemals das erste, immer nur das zweite Geschlecht sind, unter Männern nie die eine, immer nur die andere. Wie auch **Thomas Mann** sagte, der drei sehr begabte Töchter hatte: „Frauen sind gute zweite Klasse“. Als ich damals mit Anfang 20 den dicken Wälzer „Das andere Geschlecht“ las, habe ich sofort erfasst, was gemeint war – das war **mein** Leben. Auch ich hatte mit Männern als ihresgleichen meinen Beruf als Juristin ausüben wollen, wollte dabei sein, was auch immer die Jungs machten – ich hatte Subjekt sein wollen, ganz klar nicht Objekt, und niemand hat das begriffen – auch die Frauen in der Umgebung nicht, die waren mit allem einverstanden.

Meine Lektüre war nach 50 Seiten beendet, ich hatte verstanden, mein Leben mündete dann in die Frauenbewegung mit Frauen und Lesben – da wurde es wahr: Ich war Subjekt, ich war die eine, ich war das erste Geschlecht. Das war genug, um mein Leben aus einer Bahn in eine andere zu werfen. So kann uns die Philosophie zu Frauen führen ebenso wie Erotik oder Sex. Noch ein Zitat (**S. 172**), eine Warnung für die Frauen, die ausbrechen wollen: „*Eine Weigerung... hieße für die Frau, auf alle Vorteile zu verzichten, die das Bündnis mit der höheren Kaste ihr bringen kann*“. Ja, das habe ich getan, das hast du getan, das habt ihr getan. Das Bündnis mit dem herrschenden Geschlecht aufge-

kündigt und all die Vorteile in den Wind geschlagen. Wir verzichteten auf den Mann als Passepartout für den gesellschaftlichen Erfolg, wir verzichteten auf die Aufwertung durch männliche Begleitung, auf den höheren Rang, den ein gut situerter Mann verschaffen kann, verzichten real auf den Schutz auf der Straße, in der Nacht, zu Hause, auf die Achtung, die einer Frau entgegengebracht wird, die einem Manne etwas wert ist. All das hat eine Lesbe nicht und jede weiß es. Das strengt an, das macht aus Lesben Frauen, die nochmal mehr zeigen, beweisen, kämpfen müssen in der Heterogesellschaft als Frauen ohnehin.

Oder die Lesbe geht da raus und setzt ganz auf die Frauen- und Lesbenkultur, wie viele Frauen – auch ich – es dereinst taten, die ihre Angebote innerhalb einer Frauen-/Lesbenszene machten. Von Beratung bis Spiritualität, Tanzkurse, Ferien, Kanuwanderungen, Bücher schreiben und verlegen, Therapie. Wir wollten **Autonomie** und lebten danach, aber es hat nicht gehalten, da wächst kaum was nach. Und so stehen wir als Lesben in der Heterowelt immer noch ohne Schutz da. Klar, dass wir dann mehr voneinander erwarten, als wir erfüllen können, und auch enttäuscht sind.

Doch mögen wir auch zanken und uns trennen, uns bekämpfen und enttäuschen. Was mögen wir alles entbehren – Anerkennung, Kinder, Schutz, Normalität, Förderung – wir haben doch dieses Mehr, wir sind als Frauen gleich und wenn wir uns einander zuwenden, kann uns nichts abgesprochen werden, können wir vollständig sein. Auch wenn die Praxis weniger spektakulär sein mag – diese Erfahrung der Gleichheit, nicht kommentiert zu werden als Frau, ist allen Frauen zugänglich (nicht nur Lesben) und hat oft große Wirkung auf Frauen, die das zum ersten Mal erleben, auch die Wirkung, sich sodann in eine Frau zu verlieben. Wir Lesben schaffen Frauenzusammenhänge, in denen diese tiefe, existenzielle Erfahrung gemacht werden kann, dass das „Typisch-Frau“ aufgehoben ist unter Frauen, die Trennung entfällt – das bieten wir an. Es klingt vielleicht pathetisch oder übertrieben: Aber Lesben sind wirklich unter Lesben ganz sie selbst – nicht die gute 2. Klasse. Aber das liegt hinter der Nebelwand, das sehen nur wir. Und da wir täglich durch den Nebel fahren, merken wir auch täglich den Unterschied und können unsere Kultur miteinander würdigen. Für die Gesellschaft hingegen sind wir doppelt anders, einmal als Frau und dann als die nicht verfügbare Frau, die Konkurrentin der Männer, die Lesbe.

Zu meiner Frage: Könnten wir die Gleichheit, das Subjektsein, diese Essenz unserer Kultur, sichtbar machen? Wohl nur auf der symbolischen Ebene, in der Kunst, in Bildern, wir können die symbolische Ordnung durcheinanderbringen. Im Moment wird ja die Lesbe auf die symbolische Ebene der Mutter gehoben, indem man ihr ein Baby in den Arm legt,

nicht nur das, man legt das Baby zwischen die beiden Frauen. Wollen wir da hin? Ich wünsche sehr, dass wir unsere Sichtbarkeit selbst gestalten und nicht gestaltet werden. Doch wie – das weiß ich nicht.

Hierher gehört noch ein Nachsatz: Manch eine Lesbe hat zu mir gesagt, sie habe sich lebenslang weder als die eine noch als die andere, nicht als das erste oder das zweite, sondern als das **dritte Geschlecht** empfunden. Wirklich androgyne Frauen bleiben auf der Grenze, empfinden sich mit Körper und Geist auch anders als andere Lesben – und doch sind sie als andere nicht weniger, nicht 2. oder 3. Klasse, sondern eben besonders. Das ist der Unterschied zu den „anderen“ im Patriarchat.

Ich will auch dies hier würdigen, aber nicht weiter verfolgen. Wichtig ist mir, dass es uns möglich ist, aus dem Objektstatus herauszukommen, in den das Patriarchat Frauen zwingt. Aus diesem Zwang ist kein anderes Entkommen als zu den Frauen zu gehen und mit ihnen zu leben als Gleiche.

Es gibt noch einen weiteren Schatz, den wir haben:

Die Sozialwissenschaft (Bourdieu S. 67, 68, 76) hat erforscht, dass die große Mehrheit der Frauen weltweit sich einen Mann wünscht, der größer ist als sie und außerdem älter und sozial höherstehend. Die symbolische Ordnung des Patriarchats verlangt zwingend, dass bei einem Paar der Mann zumindest dem Anschein nach die herrschende Position innehat. Auch um ihrer Würde willen können die Frauen nur einen Mann wollen und lieben, dessen Würde durch den Umstand, dass er sie klar überragt, bezeugt ist. Erscheint die Frau dominant, setzt sie das sozial herab. Mit einem unterlegenen Mann würde sie sich selbst als Unterlegene fühlen. Ist das nicht irre? Das ist ein riesiges Zwangs- und Kontrollsystem in der ganz normalen Heterogesellschaft und viele von euch werden das am eigenen Leibe kennen. Und wir Lesben sind davon frei. Das ist keine Kleinigkeit. Das ist ungeheuerlich. Alle Heterofrauen in allen Ländern der Erde sind in dieses System eingepasst – aber wir nicht. Es ist die symbolische Ordnung des Patriarchats, auf die wir da pfeifen und das ist eine Menge. Könnten wir das zeigen? Ja, wir tun es – aber die Welt schaut wieder mal nicht hin.

Es gibt noch mehr. Die lesbische Community bietet auch eine Heimat für andere verschrobene Individuen, z. B. Eichhörnchen. Ich las in der ZEIT ein Interview mit zwei Pira-tinnen, dass es ein Anliegen dieser Partei sei, das Denken in binären Geschlechterkategorien zu überwinden. Es gab immer Frauen, die die durchnormierte Heterowelt nicht begreifen, die einfach Mensch sein wollen und nicht in erster Linie Mann oder Frau, das heißt heute *postgender* – oder auch Eichhörnchen. Ich wundere mich über das Wort,

vielleicht ist es einfach zufällig entstanden. Schon länger als die Piratenpartei geben wir Lesben Frauen einen Ort, die nicht in erster Linie Geschlechtswesen sein wollen, ohne sich danach zu sehnen, dem anderen Geschlecht anzugehören.

Wir haben noch mehr hinter der Nebelwand: Was ich so wunderbar fand und finde unter Lesben: Du kannst dich Lesbe nennen und Jahrzehnte lang **Single** sein und gehörst überall dazu, niemand stellt deine Identität in Frage, niemand will dich verkuppeln, keine grenzt dich aus. Jedenfalls habe ich das so erfahren und viele andere auch. Das ist sehr viel Kultur!

Das führt mich zu einem anderen bedeutsamen kulturellen Unterschied, von dem ich annahm, das es ihn bei uns Lesben gäbe: Es geht um die Schicht-, Klassen- und Bildungsabschlusszugehörigkeit bei Paaren. Wir alle wissen, dass Männer sich in Bezug auf ihre Partnerin „nach unten“ orientieren dürfen, wenn sie hübsch ist, Frauen aber nicht, siehe oben, er darf ja weder körperlich kleiner sein, noch sozial unter ihr stehen. Da kommt uns gleich der Wildhüter von Lady Chatterley in den Sinn. Ich war sicher, dass wir als Lesben davon frei seien, dass Lady Chatterley also ohne Weiteres mit einer Wildhüterin hätte in den Sub gehen können, wollte das überprüfen und habe mit vielen Lesben darüber gesprochen, und die haben unisono gesagt: Wo lebst du eigentlich?

Als ich in die Frauen- und Lesbenbewegung geriet (Mitte der 70er Jahre) – siehe da, alles purzelte wild durcheinander, gebildet, ungebildet, reich, arm, sogenannte gute Erziehung oder gar keine – Frauen machten zusammen leidenschaftliche politische Aktionen und feierten dann genau so stürmisch, verliebten sich dabei, ohne viel zu fragen, wer Abitur hatte! Das fand ich wahnsinnig toll und anziehend. Mein Hang zu praktisch veranlagten Frauen, die es gleichzeitig mochten, wenn ich Gedichte zitierte, war hier am richtigen Platz. Viele Frauen haben diese Freiheit bewusst genossen – so klassenlos wurde auch zuerst bei den Linken geliebt, aber eben heteronormiert. Das war eine wirklich eigene Kultur, die die feministische Lesbenbewegung von der Mainstreamgesellschaft unterschied. Und ich habe nun gedacht, da ich ja immer noch Lesbenpaare kenne, bei denen die Zugehörigkeit zu einer Bildungsschicht oder Einkommensklasse nicht übereinstimmt, dass es unter Lesben doch eine große Akzeptanz für solche Paare gäbe. Doch davon sei, so in der Stadt lebende jüngere Lesben, nichts mehr übrig. Nicht einmal die Akzeptanz einer „Mesalliance“. Eine Lesbe müsse heute erfolgreich sein und dazu gehöre eine erfolgreiche Partnerin. Wie ist eure Erfahrung? Überall höre ich, nicht nur am Ende, sondern nun schon von Beginn an bleiben die Akademikerinnen unter sich und die Bürokauffrauen und die Taxifahrerinnen auch. Und vor allem bleiben die Reichen und Wohlhabenden un-

ter sich und die, die einigermaßen zurechtkommen, und dann bleiben die Armen mehr oder weniger übrig und unter sich. Bei den alten Lesben ist das so gekommen. Bei den Jüngeren sei das von vornherein so, hörte ich. Und wie es mit **Freundschaften** sei, fragte ich beklommen, im Kopf meine zahlreichen Freundschaften mit Frauen ohne Abitur und Studium und Geld durchgehend – auch das sei eher selten, hörte ich.

Wie kommt das zwischen uns? Sind da Kontrollmechanismen am Werk oder können zwei ähnlich gebildete Frauen sich einfach besser verständigen und unterhalten? Das kann ich aus eigener Erfahrung nicht bestätigen. Haben sich Lesben der Kontrolle des Mainstreams angepasst und eine wundervolle Freiheit aufgegeben? Scheint so – das hätte nicht sein müssen. Schade. Diesen Teil unserer Kultur herzuzeigen, habe ich mir gut vorstellen können, doch er scheint verschwunden zu sein im Weg in die Normalität, zur Anpassung, zur Integration.

Das hat Folgen, die schwerer wiegen als meine sentimentalischen Erinnerungen. Wir sind dadurch zerfallen in Kulturen und kleiner werdende Gruppierungen. Das heißt nicht nur weniger Austausch untereinander, sondern auch weniger Rückhalt für jede Einzelne. Wer nicht kontrolliert werden will, also beobachtet daraufhin, ob sie sich den Klischees entsprechend verhält, bleibt im Verborgenen, hinterm Nebel.

Wenn sich aber eine Frau zeigen will, ob sie ein Filmstar ist oder eine Politikerin, eine Lehrerin oder eine Frau mit Bartwuchs, sollte sie sich der Unterstützung einer starken Gruppe sicher sein – und das kann sie eben jetzt nicht. Wir lassen uns gegenseitig oft allein. Solange die Gesellschaft Lesben diskriminiert, kann das für jede, die sich zeigt, auch Gefahr bedeuten. Als ich mit Frauen über Aspekte dieses Vortrags sprach, kamen Geschichten von Ausgrenzung, Übergriffen am Arbeitsplatz und Bedrohungsszenarien zum Vorschein, die ich für Vergangenheit hielt, und zwar nicht im hintersten Kuhdorf, nein, in großen Städten; Arbeitsplatz: Sozialarbeit, Schulen u. ä. Das hat mich schwer erschüttert und meine politische Zielsetzung absolut geändert. Ich bin eigentlich eine alte Autonome, die sich gern den Ideen von einer eigenen Kultur in eigenen Räumen hingegen hat. Da kann ich nun nicht stehen bleiben, das ist zu wenig, ich will nicht sagen überholt oder gescheitert. Aber die radikale, absolute Autonomiepolitik hatte ihre Zeit – sie ist für mich in dem Moment vorbei, in dem ich erkenne, dass wir die einzelne Lesbe schutzlos lassen.

Ich möchte für uns, dass eine Lesbe sich zeigen kann, wann und wo sie will, ohne in Gefahr zu geraten. Und was können wir dafür tun? Die Antwort **„Annäherung, Integration“** gebe ich noch zögernd, noch nicht mit spontaner Begeisterung, aber im Be-

wusstsein der Notwendigkeit. Es scheint mir interessant, dass Medienfrauen sich am ehesten outen – ihre Arbeitgeber, Presse, Funk, Fernsehen, Film trauen sich die ganz fette Diskriminierung anscheinend nicht zu, die große Öffentlichkeit würde das nicht dulden. Aber die kleine Öffentlichkeit eines Dorfes, eines Viertels, eines Pflegedienstes, eines Unternehmens – die kann diskriminieren und gemein und aggressiv sein.

Hier unter uns möchte ich mir die Freiheit nehmen, auf das hinzuweisen, was wir nicht entwickelt haben: Schutz- und Hilffsysteme, starke politische Netzwerke. Jetzt, da wir alt werden, brauchen wir Unterstützungssysteme für Kranke, Alte, Behinderte, trostbedürftige Lesben, wir wollten das selbst schaffen und kommen nicht voran. In unserer FI-Gruppe arbeiten wir intensiv an der Theorie einer Praxis der „Hilfe vor der Pflege“, aber die praktische Umsetzung – daran fehlt es. Da gibt es Bewundernswertes im Einzelfall, etwa die Hilfe für Anke Schäfer in diesem ganz besonderen Dorf Charlottenberg, aber es ist so wenig über das Private hinaus eingerichtet. Besuchsdienst, Hilfetelefone, all das harret noch der Entwicklung und Umsetzung in der Breite. Nicht nur alte und kranke, alle Lesben, brauchen Schutz und Unterstützung, um sich öffentlich zeigen und behaupten zu können, auch die jungen. Das Antidiskriminierungsgesetz schützt schwerlich vor Mobbing, vor Gemeinheiten am Arbeits- oder Wohnplatz. Lesben sind eben auch Frauen, die sich nicht gut und wirksam vernetzen, sich nicht genug unterstützen und fördern. Das tun sie auch, aber nicht derart bedingungslos und verlässlich, wie es nötig wäre.

Wenn wir es nicht selbst können, dann brauchen wir die Öffentlichkeit und dafür müssen wir uns zeigen und Bündnisse eingehen. Ich habe vor einem Jahr, als ich diesen Vortrag annahm, nicht erwartet, dass ich am Ende für eine stärkere Integrationspolitik eintreten würde, ja, mehr noch, dass ich es jetzt sogar für wichtig halte, dass wir uns als Lesben in die Strukturen herkömmlicher patriarchaler Institutionen begeben – früher hätte ich „unterwandern“ gesagt – um ihr Wissen und Können, ihren Einfluss für Lesben zu nutzen, seien es SeniorInnenbeiräte oder Gewerkschaften, Pflegedienste oder politische Parteien. Ein Gespräch mit Carolina Brauckmann bei der FI 04 hat mir dafür die Augen geöffnet und mit leichtem Schaudern wurde mir klar: Wir müssen auf diese Einrichtungen zugehen, wir können nicht darauf warten, dass sie uns nachlaufen.

Aber unsere Insel jenseits der Nebelwand bleibt uns, auch wenn sie vielleicht kleiner wird. Wir fahren über den See und wissen, wann wir daheim sind und wann nicht. Wir kennen die Vorteile unseres Verstecks, aber es gibt eben auch die Gefahren der Unsichtbarkeit.

Zum Thema Sichtbarkeit gehören auch Visionen.

Die eine ist die vollständige rechtliche Gleichheit im Steuerrecht, im Erbrecht, im Rentenrecht und überall, auch, dass wir ausländischen Lesben ein Bleiberecht verschaffen können, Akzeptanz insgesamt im öffentlichen Raum, eine Selbstverständlichkeit für lesbische Politikerinnen und Frauen in der Wirtschaft ebenso wie Erzieherinnen, öffentlich dazu zu stehen, dass sie Frauen lieben, damit dann auch alle anderen Lesben davon profitieren können.

Aber das ist nicht dasselbe wie das, was ich mir für uns unter uns wünsche: Ganz unter uns möchte ich, dass wir die verschrobenen Individuen mit allen Macken und Besonderheiten bleiben, so, wie wir uns in diesem Leben selbst geformt haben, mit der Haut, die wir uns haben wachsen lassen – und dass wir auch so oft als möglich mit den Lesben zusammenkommen, reden und agieren, die es ganz anders machen wollen, die an Leistung glauben, die sich nicht Lesbe nennen mögen, die sich verpartnern und sich dabei für patriarchale Symbole begeistern wie Ringe tauschen und „meine Frau“ sagen – und was ich sonst noch alles erst einmal furchtbar finde. Wir sollten uns begegnen und anerkennen.

Ich habe das Kultbuch der Frauenbewegung, „Wie weibliche Freiheit entsteht“ nicht nur gelesen, sondern will auch danach handeln. Unsere Freiheit entsteht durch Dankbarkeit gegenüber Frauen. Es ist nötig, dass wir – und zuerst ich, die ich gerade das Wort habe – ausdrücklich den Frauen danken, die die auf Integration zielende lesbenpolitische Arbeit auf sich nehmen und sich dafür mit alten Institutionen herumschlagen müssen – wie z. B. Carolina Brauckmann, Gabriele Bischoff von der LAG Lesben in NRW, wie Elke Heinicke und Jule Blum vom Lesbenring und viele, viele mehr.

Nun kommt noch ein Zitat von Carolin Emcke (S. 126): *Das Eigene beginnt mit einem Nein*. Wir haben das Nein-Sagen gelernt, das Grenzziehen. Wir haben alle irgendwann NEIN in die Heteronormalwelt gesagt, manche als 13-jährige, andere als 55-jährige. Muten wir uns doch nun auch selbst ein Nein zu: Nein zu alten Konzepten, die gut waren, ihre Zeit hatten, aber uns nicht mehr weiterbringen, Nein zu kleinlichen Abgrenzungen.

Ja, zu unserer Gleichheit und zu unserer Liebe zu Frauen.

Ganz am Ende eine Zeile aus einem Gedicht der Dichterin Helga Novak:

„...die Weisheit des Alters ist eine Erfindung der Alten...“

Literatur

Elke Amberg, Schön! Stark! Frei! – wie Lesben in der Presse nicht dargestellt werden, Ulrike Helmer Verlag 2011.

Jutta Brauckmann, Weiblichkeit, Männlichkeit und Antihomosexualität – zur Situation der lesbischen Frau, Rosa Winkel Verlag 1986.

Sabine Hark, Deviante Subjekte, Leske + Budrich 1996.

Carolin Emcke, Wie wir begehren, S. Fischer 2. Aufl. 2012, S. 131.

Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Suhrkamp 2005.

Alice Schwarzer, Simone de Beauvoir, ein Lesebuch mit Bildern, Rowohlt 2007.

Wie weibliche Freiheit entsteht, von **Libreria delle donne di Milano, Antje Schrupp und Traudel Sattler**, Orlanda Frauenverlag, 2001.